

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Publication und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 57.

Halle a. S., Montag 10. Juni 1895.

Berliner Bureau: Berlin C, Gröbenstraße 8.

Telegramme.

Berlin, 10. Juni. Das „N. Journal“ meldet aus Aachen: Die Stadt durchläßt das Gerücht, daß der im Klosterprozeß verurteilte Bruder Heinrich aus Anlass der Bemerkung des Staatsanwalts, daß er die Schuldigen in der strengsten Weise zur Verantwortung ziehen werde, bereits am Freitag Abend nach Belgien emigriert ist.

Kreuznach, 10. Juni. Von Köln kommend traf gestern Nachmittag der Landwirthschaftsminister Freiherr von Hammerstein in Oberlein ein. In der Begleitung des Ministers befinden sich Oberlandwirthschaftsminister Donner, Ministerialdirektor Wilt, Geheimrath Regierungsrath Sternberg und Geheimrath Ober-Regierungsrath Dr. Ziel aus Berlin, der Oberpräsident der Rheinprovinz Raffae aus Aachen, Regierungspräsident von Heppel und einige Herren der Regierung aus Trier. Von hier aus wird die Bereitung des Hunsrück und der Gifel unternommen werden.

Baden, 10. Juni. Der Streit der Postbediensteten nimmt ab, es streifen nur noch etwa 600 Mann. Der Poststreik ist in Folge Eintreffens von ca. 500 Postbediensteten aus der Provinz, sowie durch Betanzen von Soldaten und Unteroffizieren bereits ein regelmäßiger. Von zehn durch die sozialdemokratische Partei anberufenen Volkserhebungen wurden zwei nicht abgehalten und eine aufgelöst, die übrigen verliefen ruhig.

Rom, 10. Juni. In der Provinz Lecce wurden gestern Abend große Streifen des Geländes von Notia durch einen fürstlichen Gekken verurtheilt. Der angeklagte Schaden wird auf eine Million Lire geschätzt. Menschenleben sind nicht zu beklagen.

Berlin, 10. Juni. Bei gestern niedergelassenen Volkserhebung für die Wilt unmittelbar neben dem auf dem Wege nach dem Landtage zurückgeführten Minister des Landwirtschaftlichen Ministeriums und löstete einen Mann. Volkserhebung steht an der Eiter beruht, erholte sich jedoch bald. Auch in das Landhaus des Ministers fuhr ein Mitschlag nieder und beschädigte das Gemälde.

Berlin, 10. Juni. Der König ist in Begleitung der Königin Mutter Natalie zu zehntägigem Aufenthalt nach Schladau abgereist.

Sofia, 10. Juni. Bandow ist aus Russland hierher zurückgekehrt.

New-York, 9. Juni. Einem in Jacksonville erscheinenden Blatte zufolge soll der britische Schooner „Mary Jane“ mit 500 Gefangenen an Bord letzten Mittwoch im Rau eines Schlepvers von San West nach Cuba abgegangen sein.

Das Urtheil im Aachener Klosterprozeß.

Wie ein lustbetriebenes Gemüth hat das am Sonnabend von der Aachener Straßengericht gefällte Urtheil in den Sentenzenprozeß gegen den Gehilfen Mellage gewirkt und mit hoher Gemüthsregung und Befriedigung wird überall in Deutschland die öffentliche Meinung der Freisprechung der sogenannten Angeklagten begrüßt haben. Die laute Jubelstimmung, mit denen das Publikum im Gerichtssaale die Verkündung des Urtheils begrüßt aufgenommen hat, sie werden überall ein gewaltiges Echo finden und freudigen Wiederhall wird das Gefühl werden, daß Recht doch Recht bleiben muß. Mit seltenem persönlichen Muth hat Mellage in seiner imminuten Rede, „31 Monate bei gefundem Geiste als irrsinnig eingekerkert“, Zustände vor das Forum der Öffentlichkeit gebracht, deren Vergehen, wie der Sachverständige Geh. Rath von Fintelmann ausführte, man nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa für unmöglich gehalten hätte; nicht hat der wackere Kämpfer geachtet des Boykotts, den die ultramontanen Parteigänger über ihn verhängten und der ihn wirtschaftlich hätte ruinirt hat; die Handlungsweise dieses Mannes verdient die größte Anerkennung; er hat sich als ein Mann von strengem Gerechtigkeitssinn, von großer Wahrheitsliebe, von warmem Mitleid und völliger Unabhängigkeit erwiesen und wenn sein Verteidiger es konnte, daß Mellage dem Vaterland nicht nur, sondern der ganzen Menschheit einen unendlich großen Dienst geleistet hat, so wird man sich dem ebenso anschließen können, wie den Worten des Jungen Major Abbede, der seine Aussage damit schloß: Obwohl ich ein politischer Gegner des Herrn Mellage bin, so bin ich doch stolz darauf, daß gerade ein enger Landsmann von mir solch edles Befreiungswerk vollbracht hat.

Mellage, der das Verdienst hat, den vollständigen Zusammenbruch eines verfallenen Systems der Irrenpflege herbeizuführen, ist freigeprochen: das Beispiel ist zu Ende, das eigentliche Drama beginnt und mit energischen Schritten wird die Staatsgewalt gegen alle diejenigen vorgehen haben, die bei dem schauerlichen Gemütheligen und fittlichen Verwahrten, das in diesen Tagen vor den entsetzten Blicken der Kulturwelt entfalt ist, den Fingel schütteln, direkt oder indirekt bei seiner Verwahrten schuld gewesen sind. Mit Befriedigung wird es allerorten aufgenommen werden, daß sofort in eine eingehende Untersuchung der Verhältnisse des Alzheimerschen Marienb., namentlich hinsichtlich der Pflege von Verem und Geisteskranken eingetreten werden soll. Schon vor einigen Tagen wurde gemeldet, daß Fürst Bismarck 10 Tage sehr unruhig sein Befremden darüber ausgesprochen habe, daß solche Verhältnisse, wie der Prozeß Mellage ist, aufgedeckt hat, überaus bald vorkommen können und von gut unterrichteter Seite nicht über den Prozeß eingefordert und strengste Untersuchung angeordnet hat.

So ist es gewiß, daß die Schuldigen ihrer Strafe nicht entgehen werden und zugleich hoffen wir, daß mit dem Einschreiten gegen diese Heftersinchte gleichzeitig die Art und die Wurzel eines Systems gelegt werden wird, das solche Zustände, die an die finstere Barbarei erinnern, begünstigt hat. Zunächst ist strafrechtliches Einschreiten gegen den Bruder Heinrich, den Subdirektor des Klosters zu erwarten, der sich wahrscheinlich wegen seiner ethischen Aufgabe, der die Versicherungen anderer Zeugen widersprechen, so verantworten haben wird; Bruder Bassilius, welcher die Kranken zu Boden warf und mit Füßen trat, Bruder Paraklitis, welcher ihnen Böcher in den Kopf schlug, Bruder Kael, der ihnen Schlingen um den Hals warf und sie würgte, Bruder Thomas, dessen physische Behandlung den Vorschalt auf die Bahre gebracht hat, Bruder Heinrich, der in der Regel die Köpfe mit dem Schellenbündel, mitunter aber auch mit dem Schubhaken bearbeitete, Bruder Casus, welcher eine Verleumdung dafür hatte, niedergetreten zu schleifen, ferner der gute Helfer Bruder Paulus, der Wärter Kriegg, die Vorleser des glühenden Lesens, der angenehmen Adressen mit Unkraut in den Tauchen, und des schamigen Zimmermanns - sie alle werden Unannehmlichkeiten haben, und nur förmlichlich ist es, daß den „frommen barmherzigen Brüdern“, den Heftersinchten und Schindern, hassen von Marienberg, die ertheilte Konzeption zur Unterhaltung der Irrenanstalt entgegen werden muß, wie es in den §§ 53 und 54 der Gewerbeordnung vorgehien ist.

Wir wollen vorübergehen am dem Professor Dr. Esser und seiner merkwürdigen Erklärung über das Recht geisteskranker Geistlichen, die Messe zu lesen, vorüber an dem Generaloberen der Alzheimers, welcher die Anstellung eines Alzheimers, der die Anstalt nicht als Nebenbediensteten behandelte, sondern, obwohl 600 Krone vorhanden sind, vorüber an dem Generalvicar, welcher dem Geistlichen Goidzier sagen ließ, er würde üble Folgen erleben, wenn er vor Gericht Unzulänglichkeits ausläge, vorüber an den unwohligen Angaben in den Briefen des Bischofs von Aachen. Ebenso dürfen wir es uns nicht ersparen, über das Verhalten der drei Ärzte, welche bei dem Prozeß als Zeugen fungirt, in Wahrheit aber die Rolle von Angeklagten gespielt haben, Dr. Krüben, Dr. Kappmann, und Dr. Chantaine, ein Urtheil zu äußern, um so mehr, als die Herren Sachverständigen die denkbar schärfste Kritik an ihnen geübt haben. Da ist Dr. Chantaine, der während der Ausführungen der Sachverständigen ein cynisches Lachen am Plage findet, der einen Mann für irrsinnig erklärte - weil die Frau dieses Mannes ihm das Gefühl hat, und firtol es ausdrückt: Wenn mir der Mann ein Jahr lang über Rückenstücken plagt, muß man doch annehmen, daß er sich die Schmerzen einbildet - eine Viertelstunde später stellt der Sachverständige Dr. Fintelmann fest, daß die Schmerzen nichts weniger als eingebildet sind. Da ist Kreisobsthaus Krüben, ein Arzt, den der Staat mit Amt und Titel und Orden ausgezeichnet hat, der einen Menschen, den er einmal kaum eine Viertelstunde sieht und der ihm betrunken erscheint, einfach für verrückt erklärt, sich fast nicht weiter um dessen Schicksal kümmert, und den Nerven 33 Monate den Schindelnknoten überläßt. Da ist Dr. Kappmann, der es nicht begreift, wie sich die Kranken gegen die Douche sträuben, der einen jubelnd der Freiheit beurlaubt und mißhandelten Mann nicht beobachtet, weil das förmliche Vernehmen des Patienten eine Beobachtung kaum möglich mache, dieser Ritter des päpstlichen Gregoriuskreuzes, der Insassen der Anstalt eine Bewegung in freier Luft gestattet, weil die bischöfliche Behörde es nicht wünsche! Diese Herren, sie sind für die Folgezeit ihrer ästhetischen Wirklichkeit moralisch und wissenschaftlich als verurtheilt zu betrachten und man kann nur bedauern, daß der schon früher vielfach laut gewordene Wunsch, den Verleumdern erweiterte disziplinäre Befugnisse und Aufsichtsbefugnisse zu ertheilen, bis jetzt immer noch ein frommer Wunsch geblieben ist.

Mehr eine komische Figur spielt der Pfarrer Weinerskirch, der Konfession, daß der es irrsinnig eingekerkerte Forbes ihre Reden geführt habe - der Pfarrer hat nämlich deutsch und französisch, Forbes aber englisch gesprochen, sie verstanden einander nicht. Anders ist es schon mit dem Verhalten des Polizei-Kommissars Zimmermann, auf das schon an der Gerichtsstätte die allerhöchsten Strafschlichter setzen und das ohne Zweifel noch keine vorgelegte Behörde beschreiben wird: die Nachricht, daß ein Weidel in der Oberleitung der Aachener Polizei befindet in Aussicht steht, läßt erwarten, daß man aus hier energisch zurechtfinden wird.

Aber alle diese sind noch gar nicht allein die Schuldigen: nicht minder sind die Aufsichtsbehörden verantwortlich zu machen. Welchen Werth hat die städtische wie die staatliche Kontrolle, wenn solche barbarische Zustände wie die geschilderten mitten in einem civilisirten Staate möglich sind? Bei der erstreckten niedrigen städtischen Behörde steht der „Venerable“ Alzheimers, welche die ihrer Pflege und ihrem Schutze anbeholdenen Kranken bestialisch behandeln, hätten die zuständigen geistlichen Organe der katholischen Kirche doppelt Mißthat begibt, das Kloster aus strengste zu beaufichtigen. Wie verhält es sich denn mit den Nonnen? Der Regierungsbeamte, den dafür die Verantwortung trifft, Max-Blasch Dr. Trost, hat ausgelegt, daß er die Verantwortung von dem Benehmen einer Nonne für unmöglich hält. Und dennoch ist diese Behörde durch den Wärter Alzheimers, einen ganz unverschämten Jungen, aufs allerbestimmteste erklärt worden, ein Beweis, daß ein trefflich eingerichteter Spionagesystem in Thätigkeit gewesen sein muß, welcher auf die geringfügigsten Umstände hin reagirt und somit jede wirkliche Kontrolle der Anstalt unmöglich machte. Mag dies als eine gewisse Entschuldigung gelten können, so bleibt trotzdem auf der Aussicht der

Berwurf haften, daß sie nicht in der richtigen Art zu Werke gegangen ist, denn andernfalls wäre eine Benachrichtigung unmöglich gewesen. Außerdem - und dies ist ein sehr schweres im Oben stehender Umstand - ist zu berücksichtigen, daß der ministerielle Erlaß vom Jahre 1889 die Mindestzahl der Nonnen auf zwei im Jahre festsetzt. Hätte die Behörde gelegentlich einmal die Nonnen häufiger als es abseht unerläßlich war, vorgenommen, so würde sie wahrscheinlich in genügendem Maße Ursache zu allerlei Unwohlsein erhalten haben und nachsamer geworden sein. Außerdem bleibt es aber ein Mißfall, daß die Behörde, während doch der Ruf der Anstalt sich immer bedeutend gesteigert und schließlich sich sogar zu einer literarischen Anlage verdichtete, in vollständiger Unzulänglichkeit und Unkenntnis verblieb und sogar auf Befragen der Landesverwaltungspräsidenten alle geforderten Nachfragen ablehnte. Der Regierungsrath zu Aachen antwortete dem Landesdirektor, daß die Nonnen der letzten Jahre keine Monia ergeben hätten - der unterzeichnende Medizinalbeamte hatte nichts weiter bedenklich gefunden, als eine zu geringe Breite des Hausfußes - und daß kein Anlaß vorliege, Kranke, für die die Provinz bezug der Bandenverband besah, von Marienberg wegzunehmen. In Folge dessen ließ sich die Provinzialverwaltung veranlassen, aus eigener Entscheidung einige Untersuchungen der Verhältnisse vorzunehmen, und somit es anging, auch Sicherheitsvorkehrungen zu treffen, die aber an der Meinung der Anstaltsleitung scheiterten.

Es ist festzustellen, daß nach dem Erscheinen der Mellage'schen Schrift seitens der provinzialständischen Verwaltung der Rheinprovinz und der Regierung zu Aachen in Marienberg Ermittlungen angestellt und in Folge derselben den „Brüdern“ Vorschriften für einen besseren Betrieb der Anstalt überhandt wurden, worauf dieselben erwiderten, daß sie wegen des „eigenartigen Charakters der Anstalt“ nicht darauf eingehen könnten! Und dies hat die Regierung in Aachen sich dem Anschein nach einfach gefallen lassen, während die sofortige Schließung der in der That sehr „eigenartigen“ Anstalt die Antwort hätte sein müssen - man hat die „Brüder“ noch ein Jahr lang gewöhnen lassen.

Wir werden noch des Wiederholentlich auf die Ergebnisse des Alzheimers Prozeßes, sowie auf mehrere merkwürdige Details, von denen die Haltung des Staatsanwalts Pulz nach dem Schluß der Vernehmung eine der interessantesten ist, zurückgreifen haben und in der ärztlichen, rechtlichen und administrativen Hinsicht ein Licht genommen sein ungläubigen Mißfallen werden noch lange nicht aus der öffentlichen Diskussion verschwinden, jedenfalls, - das hoffen wir von der deutschen Presse - nicht eher, als bis endlich eine Reform der Irrenanstalten und des Irrenwesens in den Privatanstalten in die Wege geleitet ist in einer Weise, die eine bessere Zukunft für die kranken oder Menschen erwarten läßt.

Deutsches Reich.

* Der Kaiser legte gestern um 2 Uhr Nachmittag an Bord des „Meteor“ mit einer Flotille kleinerer Segler aus dem Hafen und traf um 3 1/2 Uhr das in der Augustenbrücke einlaufende Geschwader, welches salutierte und dann bei Soltenau vor Anker ging. Um 6 1/2 Uhr kehrte der „Meteor“ in den inneren Hafen zurück; um 7 Uhr begab sich Sr. Majestät an Bord der „Großherzogin“, fuhr um 10 Uhr Abends unter dem Salut der Flotte zur Jentendüne und trat die Rückreise nach Berlin an.

* Der Kaiser sandte auf das von der in Köln tagenden Deutschen Landwirthschaftsgesellschaft auf der „Schmiedel“ eingeholene Bahndiensttelegramm sofort eine Dankbesprechung, in welcher er der Gesellschaft Glück und Segen für ihre Verhandlungen wünscht.

* Der Erzherzog Franz Salvator ist gestern Abend 10 Uhr 12 Minuten auf der Luftstation eingetroffen. Prinz Leopold war zum Empfangen am Bahnhof anwesend und fuhr mit dem Erzherzog in offenen Wagen nach dem Neuen Palais.

* Gegenüber den Nachrichten, daß Fürst Biernacki in diesem Sommer entweder nach Kissingen oder nach Gastein gehen werde, wird uns gemeldet, daß keins von beiden der Fall ist. Der Fürstentumler werde vielmehr in Friedrichsruh bleiben. Er sei bei der herrschenden Hitze noch etwas matt, doch befinde er sich sonst wohl. Wie wir weiter erfahren, hat Professor Schwemmer den Fürsten auf das Ernstliche gebeten, sich nicht nur für die nächsten Wochen, sondern für mehrere Monate absolute Ruhe und Schonung zu gönnen. Was den projektierten Besuch des Finanzministers Miquel in Friedrichsruh anlangt, so wird derselbe infolge dringender Geschäfte des Ministers unterbleiben, dagegen werden sich demnächst der Großherzogin und der Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin nach Friedrichsruh begeben.

* Der Centralausschuß des Bundes der Landwirthe, im Ganzen etwa 120 Herren und Damen, traf gestern Mittag um 11 1/2 Uhr in Friedrichsruh ein. Kurz nach 12 Uhr wurde derselbe im Park von Fürsten Bismarck empfangen. Der Vorsitzende des Centralausschusses, von Ploeg, hielt eine ähnelnde Ansprache, die mit einem Hoch auf den Fürsten schloß. Der Fürst erwiderte in einer längeren Rede, in der er lebhaft auf die Nothwendigkeit hinwies, bei den Wahlen nur für diejenigen zu stimmen, die die unentwegt entschlossenen sind, für die Landwirthschaft einzutreten; die Ansprache klang in ein Hoch auf Sr. Majestät den Kaiser aus, als den größten Grundbesitzer und den Schutzherrn der Landwirthschaft und der produzierenden Stände. Nach Beendigung der Rede wurden dem Fürsten von einhundert anwesenden Damen Blumenpenden überreicht. Nach dem



[Nachdruck verboten.]

Der Lüge Saat.

[64] Roman von E. von Wald-Bedwitz.
(Schluß.)

Verhältniſſen gemäß, — beſcheiden, das waren Worte, welche Melitta empörten; die waren es ja gerade, welche ihr das Daſein ſo unerträglich machten und den Vergleich mit Höherſtehenden, mit Begüterten entlockten.

„Wenn Du es durchaus willſt“, ſagte ſie endlich, „ſo werde ich mich fügen.“ Ein dumpfes Etwas packte ſie, Otto wollte ſie von hier entfernen. Zwiſchen Frau von Sternfeld und ihrem Gatten hatten ſich die Verhältniſſe immer ſchärfer zugeſpitzt, — ſie lebten ja ſchon getrennt — Gerüchte von Scheidung wurden laut, kein Zweifel, Otto wollte mit Abda allein ſein. Dieſer Groll erfüllte ihr Herz. Ihr eigener Mann trieb ſie ja in ihr Verhängniß hinein, vielleicht, um ſie zu Tollheiten zu veranlaſſen — um ſpäter einen Grund zur Scheidung zu haben. Ihr ſchwindelte — ihr wurde heiß und kalt. Sie hatte nie etwas von Waltens Erſparniſſen gewußt, — ha — das Geld gab Abda. — „Oh“, ertrug es ſich ihr ſchwer. — „Gut denn, ſo mag es kommen, wie es ſoll, ich kann und will nichts daran ändern. Ehrlich war mein Beſtreben geweſen, das düſtere Geſchick abzuwenden, nun mag es über mich und ſie Alle hereinbrechen.“

Mechaniſch begab ſie ſich daran, ihre Sachen zu packen, Waltens wollte es ja ſo.

Zufällig ging Otto durch das Zimmer — wie feſtgebannt blieb er einen Augenblick ſtehen, dann eilte er förmlich hinaus. Er hatte jenes koſtbare Kleid geſehen, auf dem Tiſche hatte der Schmutz geſtanden. Und Melitta hatte es ihm nicht einmal zu verbergen geſucht. O, wie ſchamlos — nein — o, mein Gott! Wie geſchlagen an Leib und Seele ſank er in einen Seſſel.

Melitta hielt indeſſen mit dem Packen inne. Sie wußte jedoch kaum, was ſie in den Koffer verſenkte. —

Oh, hätte ſie Fiſi Stehndorf, welche ihren Gatten mit ſo ganz anderen Augen betrachtete, als er es verdiente, ihn in ſeiner wahren Geſtalt zeigen können, ſie hätte ſich wohl gehütet, ſich einen bedeutenden Mann wie ihn zu wünſchen. Ha, und Kinder erſehnte ſich Fiſi auch! Wäre es nicht beſſer geweſen, der Himmel hätte auch ihr, Melitta, dieſelben verſagt, dann hätte ſie ſich ja leichter von Waltens trennen können, aber ſo Was ſollte aus dieſen unglücklichen Kindern werden, wenn das morſche Gebäude über ihren Eltern zuſammenſtürzte? Und das war ja ſchließlich unter den obwaltenden Verhältniſſen unvermeidlich.

Ihr war's, als hörte ſie das Krachen brechender Balken, und — und könnte da jetzt nicht das Jammergeſchrei der unter Trümmern verſchütteten Kinder an ihr Ohr?

Sie fuhr empor, wie im Traum verſunken hatte ſie dageſeſſen, im Nebenzimmer weinte wirklich eins der Kinder. Sie ging hinein.

„Mein Kopf thut weh,“ klagte Friſch.

Sein Kopf war geröthet, die Augen trübe und ſeine Hände glühten, hilflos lehnte ſich der Knabe an ſeine Mutter.

„Iſt das ſo plötzlich gekommen?“ fragte Melitta.

„Schon heute Morgen that mir der Kopf weh.“

„Und warum ſagſt Du es erſt jetzt, Friſch?“

„Papa war nicht zu Hauſe.“

„Aber ich war doch da.“

Das Kind ſah ſchüchtern zu ihr auf.

„Du haſteſt ſo viel zu thun, Mama“, ſagte der Kleine leiſe.

Melitta fühlte dieſe unſchuldigen Worte als ſchneidenden Vorwurf, mit bitterem Weh und höchſter Beſtürzung zugleich. Zuerſt wollte ſie der Knabe an ſeinen Vater wenden, dieſes erſchien ihm als das Natürlichſte, denn er wußte, ſeine Mutter hatte keine Zeit für ihn.

Und warum mangelte es ihr daran? Weil — weil — ihr war es, als wem Jemand ihr ganzes Innere zuſammenpreßte — weil dieſe Mutter ſich auf Wunſch des Vaters rüſten mußte, um dieſem die verbotenen Pfade freizugeben und ſich ſelbſt in das Verderben zu ſtürzen.

Sie ſtöhnte leiſe, und bitterer Haß gegen Dönſtrut, gegen Abda, gegen ihren Gatten, gegen die ganze Welt erfüllte ſie. Doch jetzt war keine Zeit, ſolchen Gedanken, angethan, ihr den Verſtand und jede Thatkraft zu rauben, nachzuhängen. Schleunigſt ſchickte ſie zum Arzt und brachte Friſchen zu Bett.

Der Gerufene kam und ſprach die Vermuthung aus, daß ſich wahrſcheinlich Gehirnentzündung vorbereite. Melitta erſchrak, doch dieſer Schrecken trug etwas in ſich, was ihr Gemüth erleichterte. Ihr Kind war krank, jetzt konnte ſie es unmöglich verlaſſen, im Hauſe, am Krankenbett war ihr Plaß. Die Erfüllung ihres tragiſchen Geſchickes war ſomit wenigſtens hinausgeſchoben.

Sie wich nicht von dem Lager ihres Söhnchens, keine Bitten Otto's, ihm wenigſtens die Nachtwache zu überlaſſen, wollten fruchten.

„Aber, Melitta, Du biſt ſelbſt leidend“, ſagte er freundlich.

„Das bin ich nicht“, entfuhr es ihr hart. Hier Angeſichts ihres todtkranken Kindes — ſie ſah wohl, welche gefährliche Wendung der Zuſtand nahm — erwachte die ſchlummernde Mutterliebe und die Komödie, welche ſie bis dahin geſpielt hatte, dümmte ihr abſcheulich.

Kein Laut im Zimmer, nur die fliegenden Athemzüge des Knaben und zuweilen ein leiſes Kniftern des Nachtlichtes. — Aber draußen tobten die Stürme des Herbfes, banges Wehden ging durch die Natur, um dem Sommer, dem das Scheiden von der lachenden Erde ſo ſauer ankam, das Grablied zu heulen.

Bei jedem neuen Windstoß fuhr Melitta zuſammen. Ihre Nerven waren ſo erregt, bange Furcht erfüllte ihr Gemüth — das kranke Kind — ihre eigene kranke Seele — draußen die erregte Natur — alles — alles erfüllte ſie mit einem ungewiſſen Jagen vor einem Etwas, dem ſie keine Worte verleihen, dem ſie keine beſtimmte Geſtalt zu geben vermochte. Der Arzt kam wieder, die Krankheit hatte einen raſenden Fortſchritt gemacht, beide Ehegatten ſtanden den Himmel an, ihnen das entſiehende junge Leben ihres Knaben zu erhalten.

Weinend kniete ſie an dem Lager, legte das blonde Haupt in den Schooß ihres Mannes, dem ſie ſich jetzt auf einmal ſo nahe gerückt fühlte, und richtete das von Thränen überſtrömte Angeſicht voll zu ihm auf.

In welche zuverſichtlichen Augen ſah ſie da. Und wie edel, wie schön er war — daß ihr gerade dies in dieſem ſchmerzdurchbehten Augenblicke auffallen mußte. Ja, er war ein Mann, der würdig war, geliebt zu werden. Und hatte ſie ihn denn wahrhaft geliebt? Hatte er bei ihr gefunden, was er ſuchte? War ſie ihm das geweſen, was ſie ihm ſein ſollte? Konnte ſie es wundern, daß er bei Abda ſuchte, was er bei ihr vermüßte?

Jäh fuhr ſie empor. — Der Eisumſchlag auf Friſchens Köpfchen mußte erneuert werden. Wie die kleine Stirn glühte, Melitta fühlte dieſe Glut wie einen brennenden Vorwurf bis ins Herz. — Hätte das Kind früher ſein Leiden geklagt, vielleicht wäre es nicht ſo krank geworden, aber — aber — der Vater war ja nicht zu Hauſe, und die Mutter — Die mangelnde Mutterliebe wurde ihm vielleicht zur Urſache des Todes.

„Bete, Otto, bete, daß er uns dieſes Kind erhalte und bete auch für mich, daß er mich beſſere, daß er mir verberge.“

Sie mußte hinaus — nur einen Augenblick, um zu ſehen, ob auch den andern Kindern ihr Recht wurde. Stürmiſch umhaſte ſie dieſelben. „Meine Kinder, meine lieben Kinder — ſehſt mich nicht ſo erſtaunt an, küßt mich, küßt mich, bitte, küßt eure Mutter.“

Und ſie beugt ſich zu ihnen nieder, die Kinder fielen über

nder, Vater bftücke e Noth laſſen. Aus-Städte n, die außer-Befiß Greig-ht für
ift die in den beſte kurze, Der äbteſte ſchrift 43 bis gen iſt bden Drud ns ge, aus
ſowie Nermel s wie ebeime tödt- r Kub- r gräß- blings- Aus-
herlich en für welche ng der Hand be, ſo bogene muß rtigen. agener, ntigen allen
ument, enthält r Auf- r Dolch, ebildet onanz- af erſt abrach, Liebes- er den erlichen andes Dolch ſeinen tenten, erſucht
n sc.
Bedan- Mühl- orolog, Kriege 071- mhard. n und spielt umung enlobe von und ehlen; ge.
ſtr. 87.

fe her und drückten sie wahrhaft mit ihren kleinen, kirschrothen Lippen, ihren zierlichen Händchen.

„Welche Wonne, mitten im furchtbaren Schmerz — das will ich Euch nie vergessen“ — und sie schlich sich wieder zum Krankenlager. Der Knabe röchelte schwer, er lag in den letzten Zügen. Alle Mittel halfen nicht, sein Athem ging immer heißer.

Und wieder beugte sie sich, wie in dieser furchtbaren Nacht nun schon so oft, über das Lager. Das Kind rechte sich und zuckte im Krampfe zusammen, öffnete noch einmal die Augen und richtete sie brechend auf seine Mutter.

„Otto, liebst Du mich, sag' mir's bei diesem letzten Blicke unseres Kindes —“

„Unendlich.“

„Auch wenn ich fehlte?“

„Auch dann.“

„Gott sei gelobt! Otto, Otto, mein Kind — mein Kind — Du hast es gehört! — Es stirbt, Otto! — Es — es — es ist — todt!“

Der Knabe that seinen letzten Athemzug, und mit einem lauten Aufschrei sank Melitta in die Arme ihres Gatten — ihn fest umflammernd, ruhte sie bewußtlos an seinem Herzen.

Nun drückte Malten der kleinen Leiche die Augen zu und trug Melitta liebevoll auf ihr Lager.

Der Sturm hatte sich gelegt. Kein Laut hier im Stübchen, wo der Todesengel seinen Einzug gehalten.

Stundenlang saß Otto bei seinem Weibe und hielt ihre kalte Hand in der seinigen; lange starrte sie thränenlosen Auges zum Himmel, da endlich beugte Melitta den Mund zu Otto's Ohr und ein offenes Bekenntniß ihres ganzen Lebens kam langsam von ihren Lippen. — Mit ergebener Duldung nahm es Malten entgegen.

„Und Du kannst mich dennoch lieben, willst mich nicht verstoßen?“ sagte sie endlich.

„Ich freue mich der Verirrten, die da wiederkehrt“, flüsterte er sanft und gestand ihr ein, daß auch sein Herz nicht ganz frei von Schuld sei, einer Schuld, welche er freilich schon längst geföhnt.

Da senkte sich süßer Friede in Melitta's Brust und ihre Augen schlossen sich zum Schlummer.

* * *

Das waren traurige Tage, die nun folgten, und dennoch lag nicht nur die stille Weihe des Todes auf ihnen, nein, der tiefe Schmerz trug die Veröhnung in sich.

„Willst Du auch Herrn von Sternfeld bitten, lieber Otto, daß er mir verzeiht“, sagte Melitta mit leiser Stimme, „er war stets so gut gegen mich und wollte mein Bestes. Ich habe ihm schlecht gelohnt; die Antwort, welche ich ihm auf diesen Brief gab, war unfreundlich genug.“

Sie reichte ihrem Manne das Schreiben Luze's, welches sie in so üblen Verdacht gebracht hatte, und dieser schickte es Abda, welche es mit Freudenthränen an die Lippen führte.

Der ausführliche Brief Otto's verheuchelte ihr wie mit einem Zauberstrahl die dunklen Wolken und ließ ihr den Himmel ihrer Ehe im rosigten Lichte der Hoffnung leuchten.

Wenn sie auch tiefes Mitleid mit den armen Eltern über den Verlust ihres Kindes empfand, so eilte sie doch fast freudigen Herzens nach Kronenberg zurück. — Sie wollte den Freunden in den schweren Stunden beistehen und dann — sie drückte die Hand auf's Herz — auch sie mußte vor Gericht ihr Zeugniß geben, wie Luze um sie erworben hatte.

Wachte es sein! Jetzt liebte er sie unendlich, das wußte sie nun, — er war ihr treu, dafür hatte sie ja die Beweise. — nun wollte sie sich ihres gemeinsamen, neu entstehenden Glückes erfreuen und Luze's einstigen Fehltritt ihr gegenüber vergeben und vergessen. Unendlich peinlich mußte es ihr sein, ihre innersten Geheimnisse vor dem Gerichte auszusprechen, aber es mußte ja sein und war vielleicht wirklich, wie Otto ihr schrieb, der einzige Weg, die bösen Gerüchte zum Schweigen zu bringen und ihr eheliches Glück, geläutert, befestigt für ewige Zeiten, wie den Phönix aus der Asche erstehen zu lassen.

So kehrte denn Abda Dahme getrost den Rücken und reiste nach Kronenberg zurück.

Nun stand Abda wirklich vor den Schranken des Gerichts. Die Selbstanklage und die weiteren Auslassungen ihres Gatter wurden ihr vorgelesen, ebenso Axel's Aussagen; sie sollte sich zur Sache äußern.

Sie that es, aber ihr Herz jubelte dabei. Luze's Schuld war ja lange nicht so groß, wie sie erst glauben mußte — ja,

sein Ebelmuth war, nachdem er seine unbedachte That eingesehen, sogar voll zur Geltung gekommen.

„Aber Axel!? — Abda schauderte in sich zusammen. — „Er ist ein Abscheulicher!“

Er wartete vor dem Gerichtssaal auf sie und wollte sie begleiten.

„Geh! Wir haben Nichts mehr mit einander gemein!“

Abda stieg in den Wagen, fuhr davon und öffnete ihm ihr Haus nicht mehr.

Zwei Tage nach Fritzchen's Tode war Axel unangemeldet, unmittelbar von der Bahn kommend, in das Pfarrhaus getreten. Otto begegnete ihm auf dem Vorfaal, sagte ihm nichts von dem herben Geschick, was ihn und sein ganzes Haus so unerwartet betroffen hatte, sondern öffnete eins der unteren Zimmer und führte ihn hinein.

Axel prallte zurück: er sah Melitta, schwarz gekleidet, reingunglos an dem kleinen Sarge sitzen. Wohl schraf sie zusammen, als sie Dönstrut erblickte, doch Malten männlich erhobenen Hauptes stand aufrecht da und sah dem Eintretenden fest ins Gesicht.

„Mein Weib reist nicht, hier ist ihr Platz, uns betraf schweres Leid, doch es ist uns zum Heil gemorden“, sagte er mit ruhiger Stimme, und dabei beugte er sich zu Melitta, sie innig an sich ziehend.

Axel starrte die Beiden an, er wollte sprechen, doch Malten hob gebieterisch die Hand und deutete auf die kleine Leiche im blumengeschmückten Sarge.

„Kein Wort an dieser geweihten Stätte, ich habe Dir vergeben, aber diese Thür trennt uns für immer.“

Axel taumelte hinaus. Melitta aber sank vor ihrem Gatten nieder und umfaßte seine Knie. „O, Du Herrlicher, — Du Geliebter.“

Er zog sie sanft empor.

Am nächsten Tage bestattete man den Knaben. Melitta stand am Fenster und liebevoll schlang sie ihre Arme um die übrigen Kinder. Ihr Kopf aber ruhte an Abda's Schulter, die ihr wie der Engel des Trostes zur Seite stand.

Melitta hatte ihr so vieles abzubitten; sie that es, aber sie that es wortlos und Abda's zartes Herz empfand dieses angenehm. Auch sie war ja verblendet genug gewesen, ihrem Gatten Böses zuzutrauen und ihn des sträflichen Verkehrs mit Melitta zu zehnen. Etwas von Schuld drückte ja das Gemüth jedes Einzelnen.

Eine schwere Last war ihr von der Seele genommen und sie sehnte die Aussprache mit Luze herbei. Ihr Herz, ihre Arme waren ihm geöffnet, nun ging sie daran, auch das lange vernachlässigte Heim für den Zurückkehrenden festlich zu schmücken. Wie geschäftig waltete da jetzt die sorgende Hand der Gattin und Hausfrau. Blumen, grünende Gewächse prangten in den Vasen und Blumentischen.

Endlich, als der Spruch des Ehrengerichts erfolgt war, der vor der Welt das Verhältniß zwischen Luze und seiner Gattin klarlegte, kam auch die glückliche Stunde des Wiedersehens, und wortlos umarmten sich die geeinten Gatten.

„Und Du hast mir Alles verziehen, heißgeliebte Abda?“ sagte Luze mit bewegter Stimme.

„Alles“, entgegnete sie, fast zaubernd.

„Wir waren ja Beide nicht ohne Schuld.“

„Doch meine war die größere, Du fandest den Muth, sie mir einzugestehen, ich aber schwieg.“

„Du schwiegst aus Liebe. Du fürchtetest, mich zu verlieren.“

Sie schüttelte leise den Kopf. „Nein, Luze, das hattest Du nicht zu fürchten, meine Stärke hätte mit Deiner Stärke gleichen Schritt gehalten, denn sie wurzelten Beide ja auf demselben Boden, auf dem der namenlosen Liebe.“

* * *

Ein Jahr war vergangen.

Hatte auch die ehrengerichtliche Untersuchung ergeben, daß den Major von Sternfeld kein Vorwurf einer ehrenrührigen Handlung traf, so zog er es dennoch vor, nachdem er noch ein Jahr das Bataillon in Kronenberg geführt hatte, seinen Abschied einzureichen, mit seiner Abda in deren Heimathland zu ziehen und sich dort anzukaufen.

Der Abschied von Malten war ein herzlicher, und wenn auch Beide noch erschütterter über den Tod des Kindes waren, so war doch von jenem Zeitpunkt an das stille Glück in das Haus eingezogen.

Auch ihre äußere Lage sollte sich bald verbessern. Jifi, die begeisterte Anhängerin Walters', hatte dafür gesorgt, daß dieser die bessere Predigerstelle auf Lubendorf erhielt. Frau von Stehendorf that fortan viel Gutes und förderte vor allen Dingen, jetzt gemeinschaftlich mit Abba, diese freilich

nur aus der Ferne, die von der Letzteren zu Kronenberg begonnenen Werke der Barmherzigkeit. Argel, zum letzten Male mit auskömmlichen Mitteln von ihren Geschwistern ausgerüstet, ist nach Amerika gegangen und dort verschollen.

(Nachdruck verboten.)

Die Friedenspalme.

Von A. Gehrow (Spandau).

Sie stand mitten in einem Aufbau von zarten Treibhauspflanzen und blühenden Topfblumen, diese Friedenspalme. Es war ein herrliches Exemplar von Chamaerops excelsa mit zwölf breiten, fächerigen Blättern, und sie hatte ihre Geschichte.

Vor drei Jahren hatte Herr Wendland sie seiner jungen Frau zum Geschenk gemacht bei Gelegenheit, — bei Gelegenheit einer großen Verlobung. Damals war das Glück der erst zweijährigen Ehe stark im Schwanken gewesen und zwar in Folge der eigenthümlichen und nervösen Bezanlagung von Frau Susanne.

Frau Susanne war durchaus modern, d. h. sie verlangte im Hause bedingungslose Gleichstellung mit ihrem Mann. Außer dem Hause, — draußen in der Welt — bah! was ging sie die Welt an! Mochte er da den Gebieter spielen, den Willenskräftigen, Urkräftigen, Geisteskräftigen!

Frau Susanne mußte lachen, wenn sie an die moralische Kraftmeierei dachte, welche die Herren insgesammt, Philister sowohl wie Genies, eintträchtig trieben. Und waren doch alle so schwach in gewissen Punkten! Standen so niedlich unter dem weiblichen Scepterchen, — da nämlich, wo es geschickt geschwungen wurde. Susanne war aber nicht „geschickt“ in dieser Hinsicht; sie beging immer denselben Fehler, allzu unverblümt ihre Meinung auszusprechen und sich unverhohlen dasselbe Urtheil über Menschen und Dinge anzumachen wie ihr Gebieter.

So also war es gekommen, daß sie eines Tages in heftigen Streit mit Erwin gekommen war. Den Anlaß hatte ein befreundetes Ehepaar gegeben. Dort hatte die Gattin ein etwas bewegtes Leben hinter sich, d. h. bewegt nach den kleinbürgerlichen Begriffen Herrn Wendlands — und auch Susannes. Der Gatte dagegen war ein Mustermensch. Letzterer aber hatte aufs genaueste vor r der Hochzeit die Vergangenheit seiner Gattin gekannt, hatte ihr alles vergeben und sie geheirathet. Nach einigen Jahren aber hatte er begonnen, seine Frau erhaben und dann tyrannisch zu behandeln! Sie durfte sich beileibe nicht mit anderen Frauen vergleichen! Alles, was er einst um sie gelitten hatte, jede Unüberlegtheit, jeden ungehörigen Schritt begann er ihr vorzuhalten. Sie hatte zu schweigen, sie hatte ihm dankbar zu sein, sie hatte „an ihm gut zu machen“, — kurz, sie hatte ganz einfach zu „lutschen.“

Susanne war empört. In der Verschwiegenheit eines dümmern Sommerabends hatte ihre Freundin ihr unter bitterem Schluchzen ihr Herz ausgeschüttet.

„Du Aermstie!“ rief sie erschüttert. „Und ich dachte, Dein Mann liebte Dich?“

„D ja!“ flüsterte die Andere. „Er liebt mich auf seine Art. Hätte er mich sonst geheirathet? Aber nun hält er wie eine Geißel meine unbefonnene Vergangenheit über mir! Er will, ich soll in steter Demuth geduldi neben ihm hergehen. Und das kann ich nicht! Ich fühle meine Seele so rein wie die irgend einer Frau. Ich kann nicht leben, ohne daß er mich respektirt — und er versprach mir das vor der Hochzeit.“

„Es ist gemein!“ brach Susanne heraus. „Jemandem etwas vorwerfen, was man gewußt hat, — Jemanden auch nur merken zu lassen, daß man noch an etwas Vergangenes denkt, was man längst verziehen hat, das ist und bleibt gemein!“

Und aus jenem Gespräch war der ernste Zwist hervorgewachsen, der sie und Erwin so unglücklich zu machen drohte. Erwin, dem Susanne unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit jenen Zwiespalt der Freunde anvertraut hatte, verteidigte den Gatten. Und Susanne mit ihrer idealen, aufgeregten Natur war außer sich über diese Vertheidigung. Ein Wort hatte das andere gegeben, und wie gewöhnlich waren sie schließlich von ihrem Anfangsthema weitab getrieben und hatten sich gegenseitig in Feuer und Zorn geredet.

Dann geschah etwas Schreckliches. Erwin erklärte mit seiner gewohnten, für ihn so überaus bequemen Philisterhaftigkeit, daß selbst in der Ehe eine Frau dem Manne alles verzeihen müsse — der Mann der Frau nichts.

Mit flammenden Augen sah Susanne ihn an. Sie sprach plötzlich ganz ruhig, doch mit klangloser Stimme:

„Ist das ernstlich Deine Ansicht?“

„Aber selbstverständlich! Ja ja, liebes Kind, gewöhne Dich nur endlich daran, daß wir Männer etwas mehr Freiheiten und Rechte haben als Ihr! So ist nun einmal die Welt — und darcin hast Du Dich zu fügen.“

Sie schweig einen Augenblick, obwohl sie zu sprechen versuchte! doch war ihre Stimme erstickt.

„So kann ich Dir also nicht mehr vertrauen,“ sagte sie endlich, und fügte dann hinzu: „Da nicht einmal rückwärts traue ich Dir mehr. Du kannst mich ja schon unzählige Male betrogen haben bei solchen Ansichten. Schade ist es!“

Und langsam verließ sie das Zimmer. — Vor der Thür brach sie ohnmächtig zusammen und versiel dann in ein mehrtägiges Fieber.

Der erschrockene, herzengute Erwin, der nur mit dem Munde ein Tyrann war, flehte sie an, seine Worte nicht auf seine Person zu übertragen. Er schwur ihr, daß er stets der treueste Gatte gewesen sei, und Susanne lächelte — aber sie blieb in ihrem tiefinnersten Herzen mißtrauisch.

Als sie das erste Mal wieder den Salon betrat, grüßte die herrliche Palme von der Fensternische her. Eine kleine Marmorfigur, den Frieden darstellend, leuchtete darunter, und Erwin führte seine geliebte, kleine Frau zu der Ueberraschung hin. Gerührt fiel sie ihm um den Hals.

„Wie gut Du bist! Du verzeihst mich viel zu sehr. Welch herrliche Palme! Soll das unsere Friedenspalme sein?“

„Ja, mein Lieb. Es ist zwar kein Pflanzchen, aber dennoch soll sie uns immergrünen Frieden bedeuten.“

Und nun wurde die Palme für die zartfühlige Susanne zu einem Idol. Erwin hatte natürlich nichts dergleichen mit seinem Geselch beabsichtigt und sah mit heimlichen Schrecken die abergläubische Neugierlichkeit, mit der seine Frau den Baum behütete. Die Palme spielte fortan in dem Haushalte der beiden etwa die Rolle, wie bei anderen kinderlosen Ehepaaren z. B. ein zärtlich gepflegter Schöckhuhn. Morgens, Mittags und Abends sprengte sie Susanne mit lauwarmem Wasser und richtete überdies in ihrem Pflanzen-Erker eine kleine Zimmerfontaine ein, um möglichst feuchte Luft herzustellen.

Sie reiste nicht mehr fort, ohne einem zuverlässigen Gärtner die tägliche Pflege über die Palme übertragen zu haben, und beobachtete mit Argusaugen das Befinden ihres Pfleglings. Bei alledem war sie von einer so liebreizenden Liebeshuldigung und Nachgiebigkeit, daß allerdings nicht das kleinste Wöckchen den ehelichen Himmel trübte.

Nach einem Jahr hatte der Chamaerops ein neues Blatt. Aber ein anderes welkte.

„Erwin!“ sagte mit ängstlichen Augen Susanne. „Es welkt ein Blatt!“

„Ja natürlich, liebes Kind! Weist Du denn noch nicht, daß bei solchen Pflanzen immer ein Blatt abstirbt, wenn ein neues kommt?“

„Nein — das wußte ich nicht.“

„Siehst Du? Aber ich weiß es. Frage nur den Gärtner.“

Es war natürlich eine Erfindung von Erwin, der schamlos den Gärtner von dieser seiner Entdeckung benachrichtigte; aber Susannes Nerven waren jetzt so empfindlich, daß er ihr jede noch so thörichte Beängstigung zu ersparen suchte. Deshalb sie nur so resignirt war?

Nach einigen Wochen verzeigte Susanne zu ihrer Mutter, die schwer erkrankt war. Erwin blieb allein zurück und — entseztlich! Er vergaß die Palme zu gießen!

Nach acht Tagen bemerkte er den Schaden. Aber nun war es zu spät, die Palme war unrettbar verloren. Was thun?

Erwin fuhr von einem Kunstgärtner zum anderen, — nein, es war unmöglich, eine genau solche Pflanze wiederzuerhalten.

Mit schwerem Herzen entschloß er sich endlich, Susanne von seiner Vergesslichkeit Mittheilung zu machen — aber nein! Er konnte es nicht. Gerade jetzt, wo er allein in dem sündigen Babel Berlin gewesen war, — nie würde Susanne es über sich gewinnen, einen Zusammenhang zwischen dem Tod der dummen Palme und seiner ehelichen Treue von sich zu weisen. Es war zu ärgerlich!

Plötzlich versiel er auf einen glänzenden Ausweg. In einem Laden inmitten der Stadt hatte er kürzlich herrliche Palmen gesehen, aus natürlichen, künstlich präparirten Blattwedeln zusammengesetzt. Er eilte dorthin und trug sein Anliegen vor. — D ja, man konnte ihm nach jedem beliebigen Muster eine Nachbildung anfertigen! Gewiß, absolut naturgetreu! — Und nun wurde der rücksichtsvolle Betrug mit höchster Sorgfalt ins Werk gesetzt.

Jedes Blatt, das nach Erwins sündiger Behandlung mit gelben Spitzen trocken in die Luft tagte, wurde kopirt in herrlich saftigem Grün um einen natürlichen, faserigen Stamm gefügt. Genau dieselbe Anzahl Blätter in derselben Vertheilung befestigt, — auch das kommende Herzblatt und sogar das wellgewordene erste Blatt — all das erstand in überrauschender Täuschung auf's Neue. Dann wurde das neue Gebilde in Susannes Palmentopf gepflanzt, an die alte Stelle im Erker gerückt und nun konnte selbst ein scharfes Auge den Tausch nicht entdecken.

Erwin fiel ein Stein vom Herzen, und er erwartete nun mit Ruhe die Heimkehr seiner Gattin.

Susanne kam, ganz Lächeln und Bärtlichkeit. Ihre erste Frage nach der Begrüßung galt der Palme.

„Sieh selbst!“ sagte der Heuchler. Sie schlug entzückt die Hände zusammen.

„Wundervoll, Erwin! So schön gepflegt hast Du sie! Sie sieht ja ordentlich erholt aus.“

Dem guten Erwin schlug doch ein wenig das Herz. Solche kleine Komödie war ihm recht zuwider. Aber wenn er an Susannes damalige Dummheit dachte und das Fieber und seine Angst — nein! viel lieber diese gutgemeinte Täuschung.

„Du, hör' mal,“ sagte einige Zeit darauf die kleine Frau, „unser

Palme wächst gar nicht so recht. Das Herzblatt wird gar nicht größer.“ — Erwin meinte, „das täusche bloß.“ Heimlich aber fragte er sich, wie lange denn diese Spiegelfechterei nach menschlichem Ermessen noch dauern könnte.

Der Himmel aber hilft den Schwachen. Es kam ein Tag, da Susanne mit geschlossenen Augen, damit sie ja nichts von dem sehen könne, was sie sagte, ihrem geliebten Erwin ein großes Geheimnis ins Ohr flüsterte. Und nach der ersten stürmischen Freudeneruption ging Erwin mit der üblichen, ungeheuer spastischen erhöhten Würde des zukünftigen Vaters einher. Er kam sich überaus gewichtig vor, und beinahe schien es, als wolle er jedermann zurufen: Seht mich einmal an, was ich für ein Kerl bin! Ja ja, ich und meine Frau, das sind ein paar ganz besondere Leute.

Susanne wollte sich ausschütten vor Lachen über den aufgeblähten Stolz ihres Mannes. Himmel, was war er doch für ein echter, rechter Gel von einem lieben Kerl! Ueberhaupt lachte sie wieder sehr viel. Sie hatte die ganze sprudelnde Heiterkeit, die ganze leichtfertige Vertrauensseligkeit der früheren Jahre wiedergefunden.

Die Palme trat einigermaßen in den Hintergrund, und Susti tippte sich selbst an die löcherumfrängte Stirn, wenn sie an ihren albernem Aberglauben zurückdachte. Du lieber Gott! Sie wußte ja schon längst, daß Erwin viel zu fest in ihren eigenen Banden lag, um ihr je untreu werden zu können! Der gute ungeschickte Bär!

Und endlich kam ein Tag, da das mistöndene Geschrei eines entzündenden (d. h. für die Eltern entzündenden) kleinen Menschenmundes die Wohnung durchtönte. — Ein Sohn! Herr des Himmels, ein Sohn! Erwin benahm sich wie ein funzurechnungsfähiger Schuljunge. Er tauste, er umarmte die weise Frau, er brachte ein Wagenrad der betäubendsten Blumen in das Krankenzimmer und wurde auf der Stelle damit hinauskomplimentirt, — er schrieb sogar an — seine Schwiegermutter einen zärtlichen Brief.

Susti lächelte und lächelte. Wie war es nur möglich, daß ein einziges Menschenherz so viel Glück fassen konnte! Sie betrachtete den neuerscheinenen, winzigen Alleinberricher und empfand ein außerordentliches Wohlwollen gegen die ganze übrige Welt, ein vergebendes Mitleid mit allen Sündern.

Nach mehreren Wochen fiel ihr zum ersten Mal wieder die Palme ein. Ein schallhaftes Lachen zuckte über ihr Gesicht, als sie sich erhob, um mit Erwin ein Nachmittagsstündchen in dem lange vereinsamten Salon zu verplaudern. Dieser warf einen unruhigen Blick auf die Marmorfigur, und die Palme. Wenn nur heut Susanne sich nicht aufregte!

„Komm doch hierher,“ sagte er, indem er auf eine entfernte Gausel wies, „hier sitzt sich so nett.“

„Ach nein, ich sitze viel lieber hier. Sieh mal an, ich habe ja unsere liebe Palme so lange nicht gesehen! — Weißt Du, Herz, — sie sieht doch eigentlich nicht so recht gesund aus.“

„Ach, liebster Schatz, bilde Dir doch nichts ein. Grüner kann sie doch gar nicht sein.“

„Ja, das ist es eben — sie ist zu grün, weißt Du. Es ist gerade, als wenn ein Mensch zu rothe Backen hat.“

„Na höre, Frauen, das ist ja doch Unfinn. Aber laß jetzt den dummen Palmenbaum, — sieh mal hier, wie prächtig das Wetter noch wird.“

Susanne aber beugte sich aufmerksamer über die Pflanze. „Erwin!“

„Ja, Liebchen?“

„Das ist ja — gar nicht — meine Palme!“

Amositi suchte er sie abzulenkten — jetzt hatte die Stunde des Geständnisses geschlagen . . .

Und er beachtete, Er gestand ihr, wie er aus Angst vor ihrem Aberglauben diesen unschuldigen Betrug in Szene gesetzt hatte, und wie ihn all die Zeit her diese Palme tyrannisiert hatte.

„Aber nicht wahr?“ schloß er, „jetzt brauchen wir solch ein äußerliches Symbol nicht mehr? Wir werden auch ohne das Frieden haften?“

Zu seiner sprachlosen Ueberraschung platzte Susti mit einem schallenden Gelächter heraus.

„O Du herztäufiger Dummerjahn!“ rief sie lachend, — „hast Du denn wirklich geglaubt, daß ich Dein sauberes Truggewebe nicht längst durchschaute habe? — Gleich am zweiten Tage nach meiner Rückkunft entdeckte ich den ganzen Schwindel, und es hat mich ein halbes Jahr lang königlich amüßigt, Deine Angst vor dieser Entdeckung zu beobachten. Strafe mußte sein! Erstens für Deine antediluvianischen Ansichten über die Vertheilung von Recht und Pflicht bei den Geschlechtern, und zweitens für Deine Angst vor einem offenen Geständnis.“

Nun küßte Erwin seine kleine Frau, bis sie außer Athem war. Er war ordentlich glücklich, daß alles so gut abgelaufen war.

„Der Junge schreit!“ rief sie. „Geschwind hol ihn her, den kleinen Burschen — und, hörst Du, Erwin — dieser, und dieser allein soll von nun an unser wahrer Friedensengel sein!“

Geheime Waffen in Indien.

Von R. Köhler.

Chandernagor, (Ostindien), Anfang Mai.

Obwohl es in Indien eine große Auswahl geheimer Waffen gibt, welche durch ihr ansehnliches Aussehen selbst den Kenner und Sammler täuschen, so gelangt es doch nur selten einem Europäer, in den Besitz

eines echten, sorgfältig gearbeiteten Stückes zu gelangen. Der Indier, in dessen Familie eine solche Waffe oft für Generationen vom Vater auf den Sohn übergegangen ist, hütet diese zumeist blutigen Erbstücke mit einer Art abergläubiger Furcht und Scheu, und selbst bittere Noth kann ihn kaum bewegen, dieselbe in andere Hände gelangen zu lassen. Jeder Waffenhändler besitzt zwar für europäische Sammler eine Auswahl geheimer Waffen, allein in den Bazars fast aller größeren Städte Indiens bin ich ohne Ausnahme nur werthlosen Nachahmungen, die freilich manchmal auf den ersten Blick täuschen begebenet. Durch außerordentlichen Zufall ist es mir jedoch kürzlich gelungen, in den Besitz einiger dieser Waffen, von denen jede gewiß Urheberin blutiger Ereignisse war, zu gelangen, und deren Beschreibung dürfte vielleicht für manchen Waffenammler von Interesse sein.

Der Stockdegen, den man in jedem Bazar kaufen kann, ist die verbreitetste Geheimwaffe, oft von Deutschland eingeführt und in den meisten Fällen weniger gefährlich als ein Kinderfädel. Dagegen besitze ich in einem unscheinbaren Bambusstock, dessen Inneres eine kurze, dreischneidige Dolch Klinge birgt, eine Waffe der gefährlichsten Art. Der Verschluß ist so außerordentlich gut verheimlicht, daß selbst das geübteste Auge denselben kaum entdecken kann. Nach der persischen Goldinschrift auf der Klinge muß dieselbe aus der Zeit des Kaisers Akbar (1543 bis 1605) stammen. Ein etwa aus derselben Zeit herrührender Degen ist dünn und biegsam wie eine Toledo Klinge, sodas er in der Leihbinde versteckt getragen werden kann. Am Griffe, der sich durch einen Druck an beiden Seiten aufklappen läßt, hängt die im Norden Indiens gebräuchliche Betelstafel, welche, ohne das Geringste zu verrathen, aus der Leihbinde herausragen kann.

Eine im Süden Indiens und besonders in Haiderabad, sowie Masjore verbreitete Waffe ist der Bittschwa (Stornio), der im Aermel verborgen getragen wird. Derselbe findet sich sowohl für links- wie rechtehändigen Gebrauch und enthält in vielen Fällen eine geheime Höhlung, aus welcher durch die Gewalt des Stoßes selbst ein tödtliches Gift in die Wunde fließt. Die sogenannten Khanjas oder Kuhhörner sind doppelt gebogene, zweischneidige Dolche, welche meist gräßliche Wunden verursachen. Sie sind noch heutigen Tages die Lieblingsmordwaffe der Afghanen und werden in Blutschden fast ohne Ausnahme gebraucht.

Die wunderbarste und schrecklichste Geheimwaffe ist aber sicherlich der Bagh-nakh oder Tigerklaue. Dieselbe besteht aus zwei Ringen für den Zeigefinger, sowie den kleinen Finger und einer Rückwand, welche sich, wie bei dem sogenannten amerikanischen Todtschläger, eng der inneren Handfläche anschließt. Bei geöffnetem oder halbgeöffnetem Hand sind nur die zwei Ringe sichtbar. Schließt man jedoch dieselbe, so springen zwischen den Fingern und an den Seiten scharfe gebogene Stahlspitzen hervor, und ein Schlag oder vielmehr ein Riß muß fürchterliche Wunden verursachen, welche gewiß den Namen rechtfertigen. Selbst der Falir hat seine verborgene Waffe; sein eisenschlagener, unschuldig aussehender Stock enthält oft einen scharfen vierkantigen Dolch, von dem er gegen Ungläubige, besonders wenn er sich allein und unbeobachtet weiß, Gebrauch macht.

Das interessanteste Stück ist unstreitig eine Art Musikinstrument, das augenscheinlich für den Harem bestimmt war. Dasselbe enthält außer zwei kunstvoll verborgenen Fläschchen, die sicherlich zur Aufbewahrung von Gift dienten, einen scharfen, zweischneidigen Dolch, dessen Griff vom Halbe des mandolinartigen Instruments gebildet wird, während die Klinge äußerst geschickt in dem doppelten Resonanzboden verheimlicht ist. So gut war die Waffe verborgen, daß erst durch einen Fall des Instruments, wobei der doppelte Boden zerbrach, die gefährliche Bedeutung zum Vorschein kam. Wie manchen Liebessang mögen zarte Hände hierauf gespielt haben, während unter den süßen Klängen tödtlich schrecklicher Tod lauerte! Zu den verährten Haremsschönen gehört auch ein silberner Spiegel, in dem sich manches schöne Antlitz stolz betrachtet haben mag, und der ebenfalls einen Dolch enthält. Ein silberner Kamm, dessen spitze Zähne hohl und mit feinen Öffnungen versehen sind, somit zur Aufnahme von Gift dienten, könnte gewiß auch manche Geschichte von Haremstrache und Eifersucht erzählen.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Zur Erinnerungsfest der 25jährigen Wiederkehr des Sedanfestes erschien soeben in G. Danner's Theaterbuchhandlung, Mühlhausen i. Thür., das Aufführungsmaterial, bestehend in 1. Festprolog, 2. Aus Deutschlands größter Zeit, Lebende Bilder aus dem Kriege 1870/71 mit begleitendem Text und 3. Nach 25 Jahren (1870/71—1895), Patriotisches Festspiel in 1 Akt, verfaßt von Paul R. Lehnhard. Die lebenden Bilder sind leicht durch wenige Personen zu stellen und höchst wirkungsvoll. Das Festspiel, für 4 Herren und 1 Dame, spielt im Elsaß und ist theils ernst, theils humorvoll gehalten; die Widmung desselben hat Sr. Durchlaucht der Herr Reichskanzler Fürst Hohenlohe anzunehmen geruht. — Wir können dieses Aufführungsmaterial, von echt patriotischem Geiste durchweht, voll warmer Empfindung und trefflicher Charakterisirung, allen patriotischen Kreisen bestens empfehlen; eine zu diesem Tage passende Festsrede erschien im gleichen Verlage.

Verantw. Redakteur: S. L. Adalbert Kurd Hertell. Rotationsdruck u. Verlag von Otto Lohse in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.